

## **Aus der Kirche im Konjunktiv**

Zum Wechsel im Präsidentenamt der Evangelischen Akademie zu Berlin,  
Französische Kirche in der Friedrichstadt, Berlin, 7. Oktober 2009

Von Prof. Dr. h.c. Robert Leicht

Es sind mir in den zurückliegenden Wochen viele freundliche Worte zu den zehn Jahren des Dienstes an dieser Akademie zgedacht worden. Jene, die so gesprochen und geschrieben haben, haben dies alle persönlich aufrichtig gemeint – und so will ich ihre Worte gerne auch sachlich voll gelten und wohltuend auf mich wirken lassen.

Zu zwei Gesichtspunkten aber muss ich diese freundlichen Urteile nun doch in Beziehung setzen, in Relation bringen – ich muss sie also relativieren.

Zum ersten: Natürlich sollte jeder Amtsträger in der Lage sein, auf Zuruf schöne Erfolgsmeldungen vorzulegen. Wenn man aber ein Amt aus der Hand gibt, dann stellt sich einem selber doch scharf vor Augen all das, was nicht erreicht wurde, was vielleicht auch gar nicht erreicht werden konnte, schon gar nicht im Vergleich zu den hochgespannten Zielen und Träumen bei der Gründung dieser ungewöhnlichen Akademie. Und man sieht auch das, was man der Sache und der Institution selber schuldig geblieben ist.

Kurzum: Selbst wenn es manchmal sehr schön gedampft hat – gelegentlich haben wir, habe auch ich mit Wasser gekocht.

Zum zweiten: In dem Begriff Ehrenamt – und das Amt des Präsidenten dieser Evangelischen Akademie ist nun in besonderer Weise ein Ehrenamt – ist schon wesentlich inbegriffen, dass sich eigentlich und vor allem dessen Inhaber zu bedanken hat; in diesem Fall beim Rat der EKD und bei der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, also in historisch vereinfachender finaler Personalunion vor allem beim Freund und Bischof Wolfgang Huber. Einmal für die Berufung in das Amt – und diese war für mich damals, vor einem Jahrzehnt, wahrlich eine große Ehre und Freude! Zum anderen aber auch dafür, dass ich das Amt wieder zurückgeben darf, bevor jemand auffällig-unauffällig fragt: „Sagen Sie, wie lange wollen Sie eigentlich noch...?“ (Der vormalige Bundeskanzler Bruno Kreisky hat auf eine solche indiskrete Frage einmal geantwortet: „Ich weiß schon, dass ich sterben muss – aber drängen lass' ich mich nicht!“) Nun – gedrängt hat im vorliegenden Fall niemand, außer vielleicht ich selber.

Und so ist der Dank ganz meinerseits. Und er ist vielfältig, zu vielfältig, als dass ich alle namentlich nennen könnte, an die ich dabei denke. Mein Dank gilt natürlich zuerst allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademie selber, an ihrer Spitze deren Direktor, Herrn Rüdiger Sachau und auch seiner Sekretärin Frau Hannah Kickel-Andrae, die sich von mir manche zusätzliche Mühe aufhalsen ließ; sowie dem erfreulich peniblen Verwaltungsleiter der Akademie, Herrn Ralf Eilers.

Er gilt den beiden Kirchentümern, die unsere Akademie als Gesellschafter tragen, der hiesigen Landeskirche und der EKD; sie haben uns von Anfang an auch in finanziell enger werdenden Zeiten tapfer unterstützt. Ich bin gewiss, sie werden dies auch künftig nach Kräften tun. Ob die ursprünglichen Ambitionen bei der Gründung nicht viel größer waren als deren je mögliche materielle Unterfütterung – diese Frage möchte ich bei diesem festlichen Anlass nicht einmal berühren.

Mein Dank gilt auch all den vielen Menschen aus Politik, Gesellschaft und Kirche, die sich für Vorträge und Diskussionen, für die Mitgliedschaft im Beirat und im Stiftungskuratorium gewinnen ließen. Ich kann mich an niemanden erinnern, der sich unserem Rufen und Bitten generell verweigert hätte.

Drei Personen möchte ich nun aber doch noch persönlich namhaft machen dürfen:

Da ist zum einen die vormalige Vizepräsidentin – sozusagen die Gründungsvizepräsidentin – Erika Reihlen (sie kann heute nicht bei uns sein). Sie hat mit ihrem klugen Urteil mir die Bewältigung unausbleiblicher Krisen sehr erleichtert.

Da ist zum anderen Frau Annelies Piening, die mir damals an der Seite des leider viel zu früh verstorbenen ersten Direktors Rolf Hanusch sehr freundlich und zugewandt die Pfade durch das Holz und Unterholz wies, die jeder Neuling in einer Institution so früh wie möglich kennen lernen sollte.

Und da ist der Finanzreferent der EKD, Herr OKR Thomas Begrich, zu dem sich – nach oder besser: gerade *durch* einige, sagen wir, finanzpolitische Urteilsdifferenzen eine ebenso sachlich wie geistlich motivierte persönliche Freundschaft eingestellt hat.

Sie sehen: Ich durfte in diesen Jahren eine lange Reihe von Menschen kennen lernen, mit denen ich jenseits aller Ämter verbunden bleiben werde.

\*

Zu Sache selber:

Ich habe die evangelischen Akademien stets auf eine sozusagen grammatische Weise zu verstehen versucht. Die Kirche insgesamt – und wie wir glauben: die ganze Welt – lebt von einem heilsamen Zuspruch, der allen Verdiensten vorausgeht – ja, sie geradezu gegenstandslos macht. Dennoch muss die Kirche dieses heilsamen *Indikativs* dann und wann als verfasste, als, wie man so sagt: Amts-Kirche in dieser Gesellschaft (und in ihren eigenen Reihen) gelegentlich auch Kirche im *Imperativ* sein, also nicht nur sagen, was *ist*, sondern auch sagen, was *sein soll*.

Die Akademien aber waren und sind für mich *Kirche im Konjunktiv*.

In den Akademien gilt es zu untersuchen, wie es in der Welt und in der Kirche auch aussehen *könnte*. Wie könnte es in der Welt aussehen, wenn die Kirche besser gehört würde? Wie könnte es in der Kirche aussehen, wenn die Welt besser gehört würde? Wie könnte es in der Kirche aussehen – wenn in der Kirche selber besser gehört würde? (Und natürlich: Wie könnte es in den Akademien aussehen, wenn dort besser gehört würde – auf eben jenen schöpferischen Indikativ?)

Akademien sind natürlich kein Ort, an dem etwas anderes als Kirche geschieht – aber in ihnen geschieht Kirche *anders*. Und zwar auch solchermaßen anders, dass deren leitenden Personen gelegentlich das eine oder andere Haar zu Berge steht. (Eigentlich schade – und eher ein Alarmzeichen! – wenn nie.) Aber eben immer Kirche – Kirche eben im Konjunktiv.

Wer ständig im Indikativ spricht, der muss immer Recht haben. Wer immer im Imperativ redet, muss sogar immer Recht behalten. Aber das könnte (Konjunktiv!) mit der Zeit eine sehr arme und müde Sprache werden, das Recht haben und behalten. Deshalb brauchen wir unbedingt den Konjunktiv, die Form der Möglichkeit (*Eia, wär'n wir da* – singen wir im Weihnachtslied) – und auch als Irrealis, als Form der möglichen Unmöglichkeit. Deshalb brauchen wir die Akademien.

Es geht in der Arbeit der Akademien also darum, auf der Grundlage einerseits eines profilierten theologischen Urteils und andererseits einer profunden Kenntnis der Dinge der Welt, Gespräche – und zwar durchaus auch kontroverse, schwierige, gelegentlich sogar schwer erträgliche Gespräche – in Gang zu setzen und im Gang zu halten, in denen die wichtigsten Gegenwarts- und Zukunftsfragen sich wenigstens klären, wenn schon nicht lösen lassen: Freundlich und neugierig im Stil, aber auch deutlich und hart in der Sache! Der Zustand unserer Welt ist nicht so, dass wir mit Allerweltsfreundlichkeiten vorankommen. Es gibt auch eine Form des Konsenses, in der man einander um die Wahrheit bringt – um die wirkliche Wahrheit und um die wahre Wirklichkeit.

In dieser Perspektive wünsche ich von Herzen der Evangelischen Akademie zu Berlin fruchtbare weitere Jahrzehnte – und vor allem ihrem neuen Präsidenten, Herrn Paul Nolte, eine glückliche Hand und Gottes Segen.

\*

Lassen Sie mich noch eine persönliche, biographische Bemerkung anfügen – die in eine kleine theologische Pointe münden soll:

In diesen Wochen sind mir neben den eingangs erwähnten, dankbar angenommenen Worten auch einfühlsame Sätze geschrieben und gesagt worden, die um das Thema Ruhestand, Aufhören, Loslassen und dergleichen kreisten; man kennt derlei, weil man selber schon, manchmal aus schierer Verlegenheit, so geredet hat zu frisch gebackenen Sozialrentnern, deren ich inzwischen auch einer bin. Aber ich muss Ihnen gestehen: Ich bin – zudem als habituell eher fauler Mensch – kein rechter Adressat für eine solche fürsorgliche Bedauerung.

Gewiss – wenn ich für einen Moment auf meinen Zivilberuf eines Journalisten ablenken darf: Vor einigen Jahren habe ich schon eine Weile darüber gebrütet, was das wohl für eine narzistische Kränkung werden würde, wenn dieses Land eines Tages glauben sollte, ganz ohne meine imperativen (um nicht zu sagen: imperialen) Leitartikel (oder sonstigen Wegweisungen an anderen Orten) auskommen zu können. Aber dann ist mir doch recht schnell klar geworden, dass die Leute sich auch schon in den Jahrzehnten zuvor um meine Ratschläge, gewissermaßen um meine konjunktive Tora kaum gekümmert haben.

Was also würde sich bei einem solchen zu erwartenden Einschnitt schon wesentlich ändern – außer dem Wegfall der persönlichen Illusion besonderer öffentlicher Wirksamkeit?

Eberhard Jüngel hat den Kern der lutherischen Rechtfertigungslehre einmal dahin pointiert, dass der Menschen wesentlich mehr, ja wesentlich etwas anderes sei, als die Summe seiner Taten und Untaten. So etwas sagt sich natürlich leichter – und es hört sich vor allem viel leichter an – , wenn man noch mitten dabei ist, seine Taten und Untaten zu vervollständigen; Halb-Pelagianer, die wir fast alle irgendwie sind. Aber irgendwann muss es ja – und kann es im heutigen Sozialstaat ja auch zu erträgliche Bedingungen – wenigstens arbeitsrechtlich wahr werden, dass wir uns nicht selber ständig erst produzieren und rechtfertigen müssen.

Ich freue mich also durchaus über den Übergang in einen Lebensabschnitt, in dem wir auf eine hoffentlich nicht allzu kurze Weile noch da sein dürfen – ohne ständig präsent sein zu müssen. Wenn wir es denn gegen Ende überhaupt noch sein könnten...

Alles in allem habe ich also für vieles zu danken – Ihnen nun auch für Ihre Geduld. Zehn Jahre sind halt eine lange Zeit.